Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 10 | Marburg i. H., den 9. März | 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Vom heiligen Weinen — Das jüdische Weihnachtsevangelium — Heiliger Egoismus und christliche Ethik — Der Kirchentag. Zum künftigen Kirchenproblem — Der Weltkrieg im heutigen Drama. Erstes Stück — Aus dem Tagebuch eines französischen Sanitätssoldaten — Verschiedenes: Die polnische Frage (Grabowsky); Die Kirche nach dem Kriege (Rade); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vom heiligen Weinen

Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder. Luk. 23, 28

Man kann natürlich wie über das heilige Lachen, so über das heilige Weinen ein Buch schreiben. Frommer Humor und fromme Wehmut — wie dicht wohnen die beisammen! Ja sind sie nicht eines?

Und das würde dann ein Buch werden — ganz über dasselbe.

Aber freilich, im Leben, in der Praxis, im Affekt, da treten sie doch auseinander. Wir sind differenzierte Wesen, wir Menschen. Das ist unser Reichtum. Wir sind Dualisten. Der einzige Monist — das ist Gott.

Jesus hat gelacht und geweint. Er konnte beides und lehrte seine Jünger beides. Diesmal hören wir, wie er auf dem Kreuzeswege zur um ihn weinenden Menge sagt: Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder! Er ist nicht wider das Weinen, aber er empfiehlt den Weinenden einen andern Gegenstand ihrer Traurigkeit. Sie weinen um ihn! Ach, warum soll ihm das nicht menschlich wohlgetan haben. Denn er ging nicht unfühlend für sein Los in den Tod. Aber er war innerlich Herr des Weges, den er ging. Er wußte, daß es so gut war. Daß es das Einzige war, was helfen konnte. Denen, die der Hilfe bedurften. Auch der Menge, die um ihn weinte. Aber die waren längst nicht so weit, zu begreifen, was vorging. Und wie nahe sie das anging. Sie zerflossen in Mitleid, sie genossen ihre Enttäuschung. Aber sie bedachten nicht, was zu ihrem Frieden diente. Sie begriffen nicht: Tua res agitur. Sie ließen sich auch jetzt noch nicht, in dieser Stunde höchster Spannung, mit hineinreißen in das erlösende Geschehen, das sich vor ihren Augen abspielte.

Und da war die Gefahr, da lag der Jammer. Der Menschheit Jammer. Gefühle statt Aufraffen. Mitleid statt Selbsterkenntnis. Angst um ein Menschenleben statt Sorge um das Weltgericht.

Zwar wer wollte dem natürlichen Strome der Tränen, dem natürlichen Lauf unsers Gefühlslebens wehren? Aber das sind andere Tränen, als die Jesus meint und will. Tränen der Erleichterung, der Liebe und der Treue. Wie jetzt so viele fließen: man kann nicht anders, und wohl dem, der Tränen hat! Aber Jesus wendet die, die so weinen, und uns alle auf einen andern Gegenstand hin: auf die tiefsten Lebenswurzeln des Leides, auf die heiligen Gesetze der Vererbung und Vergeltung, auf den großen Zusammenhang von Schuldverkettung, in dem wir drin stehn und der uns Schwerstes bringen mag — viel Schwereres als den leiblichen Tod, der so oder so doch kommt und etwas ganz Natürliches ist —, auf das viele Verlorengehn. „Die furchtbarste Geschichte von der Welt" nennt es die Hexe, die eine Heilige war . . .

Wenn du heute vielleicht manchmal nicht weißt wohin mit deiner Traurigkeit: willst du nicht diese selber einmal einer tiefen Prüfung unterziehen? Ob sie wohl auf das richtige Leid gerichtet ist? Ob nicht das, was du betrauerst, vielmehr ein guter Anlaß wäre heiligen Lachens, göttlicher Siegesfreude — und dafür Andres, daran du nicht denkst, deines Weinens entbehren muß, dir und der Welt zum Unheil? Die Frage geht dich vielleicht näher an, als du meinst! An dem Irrtum, der dir hier etwa begegnet, kannst du zu Grunde gehn samt deinen Kindern!

Herr Gott, hilf, daß wir zur rechten Zeit fröhlich und getrost sind, und zur rechten Zeit zittern und bangen. Aber aus beidem mach uns einen Weg zum seligen Ziele, zu Dir!

R

Das jüdische Weihnachtsevangelium

Die Legende vom „verborgenen Messias" (vgl. Nr. 9) darf man als das jüdische Weihnachtsevangelium dem christlichen gegenüberstellen. Das Hauptmotiv ist dasselbe wie in Luk. 2: dort wird das Christuskind vom den Hirten, hier von dem Bauern gesucht und gefunden. Die Ausführung im Einzelnen weicht völlig ab; grundverschieden ist vor allem die Stimmung. Die Hirten erzählen Jedem, was sie erleben durften; denn es ist allbekannt, wie das Kind zunahm an Weisheit und Gnade und zum Messias heranwuchs. Der Bauer aber muß sein Geheimnis für sich behalten; Niemand außer ihm hat in dem Knaben den Messias gesehen. Dort Jubel über die herrliche Erfüllung der Sehnsucht, hier Trauer und Resignation: Kaum ist der Messias erschienen, so ist er auch schon verschwunden, und Niemand weiß, wann er wiederkehrt. Dort Christentum, hier Judentum; dort Jesus der Christus, hier Menahem der Messias. Ob zwischen Jesus und Menahem Beziehungen bestehen? Die Frage drängt sich umsomehr auf, als beide Evangelien ungefähr zur selben Zeit aufgezeichnet sind: bald nach der Zerstörung Jerusalems (70 n. Chr.).

Wer war Menahem, der Sohn Hiskias? Er stammt aus einer berühmten Messiasfamilie, mit deren Schicksal die Partei der Zeloten aufs engste verknüpft ist. Wir wissen leider nur wenig von ihr, aber das Wenige, das wir aus Nachrichten des Josephus und des Talmud entnehmen, ist sehr lehrreich. Hiskia war nach Josephus ein galiläischer „Räuberhauptmann"; als der junge Herodes die Herrschaft über Galiläa erhielt, befreite er das Land von dieser Plage, wofür ihm die Einwohner jener Gegend angeblich sehr dankbar waren. Aber die Schriftgelehrten urteilten ganz anders als Josephus; für Hillel und Jochanan, den Sohn Sakkais, war Hiskia der Messias gewesen, nach dessen Tode das Judentum keinen anderen Erlöser mehr erwarten durfte. Indessen, mochte der Messias tot sein, die Messiashoffnung erlosch nicht. Schon der Sohn Hiskias, Judas aus Gamala, „der Galiläer" genannt, der als der eigentliche Begründer der Zelotenpartei gilt, gab sich aufs neue für den Messias aus und fand gläubigen Anhang. Das Auftreten dieses Messias fällt in das Jahr der Steuereinschätzung des Quirinius (7 n. Chr.), in dasselbe Jahr, in das die Legende die Geburt des christlichen Messias verlegt; dies merkwürdige Zusammentreffen kann kein

Zufall sein. In der Apostelgeschichte (5, 37) wird Judas neben Theudas und Jesus gestellt: sie fanden alle ein schlimmes Ende; aber der Messiasglaube lebte weiter.

Der Sohn des Judas, der Enkel des Hiskia, war unser Menahem. Wie ein König zog er im Jahre 66 n. Chr. in Jerusalem ein; merkwürdiger Weise hat sich besonders die Erinnerung bewahrt an die seidenen, golddurchwirkten Gewänder, die ihn als Messias kennzeichnen sollten. Er zettelte den ersten Aufruhr an und entfachte damit den Brand, der Jerusalem und seinen Tempel für immer in Schutt und Asche legte; und wenn einzelne Fassungen der Legende von dem verborgenen Messias behaupten, „um seinetwillen sei der Tempel zerstört worden“, so paßt das zwar schlecht zu der Geburt des Christuskindes, wohl aber stimmt es ausgezeichnet zu dem historischen Menahem, der in der Tat den Untergang des Heiligtums verschuldet hatte. Er erlebte die Folgen seines Aufruhrs nicht mehr, da er bald nach seinem Auftreten ermordet wurde. Sein Name aber ward nicht vergessen; Menahem, d. h. „der Tröster“ wurde seitdem ein Titel des Messias, der wie Abraham Geiger erkannt hat, noch in dem „Parakleten“ des Johannesevangeliums nachklingt.

Man kann die Glieder dieser jüdischen Messiasfamilie: Hiskia, Judas und Menahem, in die eine Gestalt des zelotischen Messias zusammenfassen. Die Zeloten waren weder Räuber, wofür sie der Hochverräter Josephus ausgibt, noch Revolutionäre, wozu sie in der modernen Geschichtsschreibung gemacht worden sind. Sie waren vielmehr glühende Patrioten oder, wenn man das bezeichnendste Fremdwort gebrauchen darf, Chauvinisten, denen jedes Mittel recht war, wenn es nur dem Vaterlande diente. In unseren Tagen des Weltkriegs wird man diesen Männern des Schwertes, die einen tragischen Verzweiflungskampf gegen das übermächtige Römertum kämpften, die Bewunderung nicht versagen, wie sie auch bei den meisten ihrer Zeitgenossen dankbare Verehrung fanden. Es ist begreiflich, daß in solchen Zeiten tiefster nationaler Erregung auch der Messiasglaube in seiner nationalen Nacktheit und Ursprünglichkeit wieder erstand und alle ethischen Hüllen von sich streifte. Hatten die Propheten ihrerzeit die Geburt des Messias nur als unmittelbar bevorstehend angekündigt, so konnte jetzt nur der Messias selbst helfen; das Beispiel des Hiskia wurde nachgeahmt, und in schneller Aufeinanderfolge traten politische Führer auf, die sich selbst für den erschienenen Messias ausgaben oder von ihren Anhängern dafür erklärt wurden. Gerade Galiläa war damals, wie die Geschichte der zelotischen Partei lehrt, von messianischen Stimmungen und Leidenschaften durchwühlt; es ist kein Zufall, daß Jesus der Christus aus Galiläa stammt.

Einer oberflächlichen Betrachtung mochte es naheliegen, Jesus mit Judas und Menahem auf eine Stufe zu stellen. Es mag auch sein, daß die jüdische Messiaslegende und die Messiasauffassung der Zeloten an einzelnen Stellen auf die christlichen Evangelien eingewirkt haben; die Geburt Jesu im Steuerjahr des Quirinius wird erst im Licht des zelotischen Messias verständlich, der alle Steuern als widergöttlich verwirft, und die falsche Anklage gegen Jesus, er habe den Tempel zerstören wollen, um ihn dann aufs neue wieder aufzubauen, geht auf das Wort eines zelotischen Messias zurück, der den Tempel lieber in Trümmern sieht, als ihn in den Händen der Feinde weiß. Aber im tiefsten Grunde sind Jesus und Menahem unvereinbare Gegensätze, da jener nur religiös, dieser nur politisch interessiert ist. Das Wort Jesu: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, zeigt die unüberbrückbare Kluft. Darum ist auch der Messias der Zeloten trotz der Märtyrerkrone mit der Politik, die er vertrat, zugrunde gegangen, während das sittlich-religiöse Ideal des christlichen Messias, das jenseits aller Politik steht, die Jahrtausende überdauert hat. Der Messias des jüdischen Weihnachtsevangeliums war nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg; dem christlichen Messias aber fingen die himmlischen Heerscharen schon an der Wiege den Hymnus: Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede den Menschen und Wohlgefallen!

Hugo Greßmann

Heiliger Egoismus und christliche Ethik

In Nr. 27 des vorigen Jahrganges der Christlichen Welt veröffentlichte J. Richter einen Aufsatz über „Sacro Egoismo und Nibelungentreue“. So treffend und beherzigenswert manches Einzelne darin ist, so scheint mir doch die grundsätzliche Lösung des Problems, wie Richter sie versucht, durchaus unhaltbar zu sein. Er erkennt nämlich nicht nur dem nationalen Egoismus an sich, sondern auch der in seinen Dienst tretenden politischen Unzuverlässigkeit eine gewisse Berechtigung zu, indem er ausführt, daß man Vertragstreue den Staaten nicht in demselben Umfang zumuten dürfe wie Privatpersonen:

> Der Einzelne kann hohen Idealen leben, sein bloßes Dasein tritt zurück hinter den höheren Zwecken, für die er lebt und für die er unter Umständen auch sein Leben hingibt. So kann ihm die Treue höher stehen als das Leben selbst: für den Einzelnen gibt es eine Treue bis zum Tode. Nicht so für den Staat. Der hat nur eine irdische Existenz; sie zu erhalten, damit er seinen Gliedern Schutz, Ordnung, Kultur ermögliche, ist sein oberstes Gesetz. Der Staat kann sich nicht opfern für geistige Ideale, er kann nicht um eines andern Staates willen seine eigenen Staatsangehörigen zu Grunde gehen lassen. Das wäre Untreue im allerhöchsten Sinn, Untreue gegen seinen einzigen gottgeordneten Zweck. Darin findet also die Vertragstreue der Staaten ihre Grenzen.[1] ... Wir Deutschen wissen das auch: wenn es um das Dasein selber, also um die letzten Zwecke des Staates geht, dürfen Verträge den Staat nicht binden. So haben wir Belgien und Luxemburg gegenüber gehandelt.

Damit lenkt Richter, wenn auch in gemäßigter Form, in die Bahnen einer ethischen Anschauung ein, welche in den gebildeten Kreisen aller europäischen Länder, auch Deutschlands, weit um sich gegriffen hat. Ich meine die Theorie, daß die Moral des Privatlebens auf das öffentliche Leben, insbesondere auf die auswärtige Politik, keine Anwendung finde, daß man die Zuverlässigkeit, die im bürgerlichen Leben den Angelpunkt der Moral bildet, im Verhältnis der Staaten zu einander nicht erwarten oder verlangen könne, vor allem auch, daß Verträge und Bündnisse nur solange verpflichten, als sie mit den Interessen des eigenen Landes nicht in Widerspruch geraten.

Bisweilen wird dieser Standpunkt damit begründet, daß es nun einmal in der politischen Welt so zugehe und daß eine gesunde Realpolitik die Abweichung von der Regel verbiete, da man sonst den eigenen Staat in Nachteil bringe. Diese Verteidigung steht auf gleicher Höhe, wie wenn ein Kaufmann sein unreelles Geschäftsgebahren damit zu rechtfertigen sucht, daß die Konkurrenten es ebenso machen.

Fragt man, wie es möglich ist, daß die geschilderte Auffassung auch bei ernsteren Menschen Wurzel geschlagen hat, so scheint mir das Umsichgreifen einer relativistischen Erfolgsethik, welcher alle festen sittlichen Grundsätze nach und nach unter den Händen verschwinden, die Hauptschuld daran zu tragen. Das Charakteristische aller Formen der Erfolgsethik ist, daß sie irgend einen für sehr wertvoll gehaltenen Zweck zum sittlichen Maßstab des Handelns machen. Die Absicht, diesen Zweck zu fördern, ist es dann, welche eine Handlung oder Handlungsweise angeblich heiligt, und die wissenschaftlichen Vertreter der relativistischen Ethik geben vielfach unumwunden zu, daß auch Unwahrhaftigkeit und Unzuverlässigkeit, mit diesem Maßstab gemessen, unter Umständen gerechtfertigt, ja löblich sein könne.

Die wissenschaftlich am besten begründete Form der Erfolgsethik ist der in seinen Wurzeln weit zurückreichende, aber in seiner jetzigen Gestalt in England großgewordene und von dort auch zu uns eingeführte Sozialeudämonismus. Der Zweck, welcher von ihm zum sittlichen Maßstab des Handelns gemacht wird, ist meistens das Wohl der ganzen Menschheit oder doch „möglichst vieler“. Da aber dieser Begriff sich bei näherem Zusehen als wenig brauchbar erweist, einerseits, weil eine Einigung darüber, worin dieses Wohl bestehe, sich schwer oder gar nicht erzielen läßt, andererseits weil es den meisten Menschen versagt ist, auf das Wohl der ganzen Menschheit oder auch nur ihres größten Teils direkt einzuwirken, so ist es nicht zu verwundern, daß der Sozialeudämonismus, in die Praxis über-

1) Von mir gesperrt. Was der „gottgeordnete“ Zweck des Staates ist, müßte, nebenbei bemerkt, auch noch erst einwandfreier festgestellt werden. Schiller verlangt bekanntlich im Gegensatz zu Richter, daß eine Nation „ihr Alles“ an ihre „Ehre“ setze, zu der doch wohl auch die Vertragstreue gehört.

setzt, sein Wirkungsfeld in dem eigenen Volk oder dem eigenen Staat sucht, dessen Wohl dem ersten Anschein nach schon eher eine faßbare Größe ist und jedenfalls von dem Verhalten des Einzelnen in viel greifbarerer Weise beeinflußt werden kann als das Gesamtwohl der Menschheit. Dabei wird gern stillschweigend vorausgesetzt, daß die Wohlfahrt des eigenen Volkes, die Steigerung seiner Macht und die Ausbreitung seiner Kultur der Menschheit überhaupt Segen bringen werde, eine Vorstellung, welcher z. B. unsere angelsächsischen Vettern mit derselben Naivetät huldigen wie das auserwählte Volk des Altertums, und die auch bei uns aus der Art der Anwendung des Wortes von dem deutschen Wesen, an dem die Welt dereinst genesen soll, oft genug hervorschimmert. Ja, ein bekannter Rechtslehrer der Berliner Universität schloß sogar einen Aufsatz im „Tag" vor nicht langer Zeit mit der kategorischen Behauptung: „Denn das Heil Deutschlands ist das Heil der Welt." Daß ein von Phrasen leicht berauschtes Volk mit einer in mancher Hinsicht großen Vergangenheit, wie die modernen Italiener es sind, unter dem Einfluß solcher Vorstellungen schließlich dazu kommt, sich und Anderen von seinem „heiligen" nationalen Egoismus vorzureden und der staunenden Mitwelt eine selbst die Anhänger einer „gesunden Realpolitik" verblüffende Probe davon zu geben, ist dann weiter nicht verwunderlich.

Die verhängnisvollen Konsequenzen dieses bei den Gebildeten unserer Tage so weit verbreiteten nationalistisch gefärbten Sozialeudämonismus sind überhaupt durch das jetzige Völkerringen und seine Vorgeschichte grell beleuchtet worden. Die Gewitterschwüle, welche über Europa lagerte und jetzt zur Entladung gekommen ist, hatte in ihm ihren hauptsächlichsten Grund. Die unmittelbare Veranlassung des Krieges, der Fürstenmord in Serajewo, war offensichtlich ein Auswuchs des „heiligen Egoismus" der Serben. Manche unerfreulichen, nicht gerade von einem Fortschritt der Gesittung zeugenden Begleiterscheinungen des Krieges, vor allem die Verlogenheit des größten Teils der feindlichen Presse — die deutsche ist, wie man Gott sei Dank ohne Pharisäismus sagen darf, im ganzen wesentlich objektiver — sind ebenfalls ohne Zweifel auf die zum Fanatismus ausgewachsene „heilige" Selbstsucht der Völker zurückzuführen. Ebenso erklärt sich aus dieser Anschauung das Verhalten eines Teils der Neutralen, welche es für eine selbstverständliche Pflicht zu halten scheinen, die etwa eintretende Notlage der einen oder anderen Partei zu ihrem Vorteil auszubeuten.

Es ist ein furchtbares Zukunftsbild, wenn man sich ausmalt, daß der „heilige Egoismus" zum alleinbestimmenden Faktor der europäischen Politik werden könnte. Die philosophischen Vertreter eudämonistischer Grundsätze schmeicheln sich gewöhnlich damit, daß das „wohlverstandene" eigene Interesse eine angemessene Rücksicht auf das Wohl Anderer zur notwendigen Folge habe. Wie windig es damit im Völkerleben aussieht, ist jetzt wieder recht offenbar geworden. Man darf sich auch nicht damit trösten, daß die Rücksicht auf die nationale Ehre den ärgsten Ausschreitungen immerhin einen Riegel vorschieben werde. Wenn einmal die nationale Wohlfahrt als alleiniger Leitstern der äußeren Politik anerkannt ist, dann kommt die Schamlosigkeit von selbst („right or wrong, my country"), und wenn jenes Prinzip allgemein anerkannt wäre, dann würde ja auch auf Keinen, der ihm huldigte, ein Makel fallen. Dann würde jeder Friede nur ein Waffenstillstand sein, geschlossen in der Absicht, ihn bei nächster günstiger Gelegenheit zu brechen. Dann würden weder die Besiegten vor der Willkür der Sieger, noch diese vor den Ränken der Besiegten auch nur einen Augenblick sicher sein. Und wäre die Uebermacht der Sieger so groß, daß die Furcht offene Angriffe verhinderte, dann würde der Haß den Verkehr der Völker vergiften und gegebenenfalls durch heimtückische Attentate und dergleichen zu erreichen suchen, was mit Gewalt nicht zu haben ist. Von der Rückwirkung, die das alles auf die Moral des Privatlebens und auf die innere Politik haben müßte, welche man, sonderbar genug, bisweilen als für sich bestehende ethische Gebiete behandeln zu können glaubt, will ich lieber ganz schweigen.

Glücklicherweise sind Vernunft und von ethischen Theorien unbeirrtes unmittelbares sittliches Empfinden noch immer stark genug, um eine andere Wendung der europäischen Geschichte als das Wahrscheinlichere erhoffen zu lassen. Es wird allerdings hohe Zeit, daß in das ethische Denken der Gebildeten wieder etwas mehr von dem Geist des kategorischen Imperativs einzieht, da sonst die Gefahr völliger moralischer Gehirnerweichung droht. Das Prinzip der unbedingten Achtung freiwillig übernommener Verpflichtungen, welches der absolutistischen Ethik eigen ist und im Privatleben allen abweichenden Theorien zum Trotz immer noch seine Geltung behauptet, ist nicht ein willkürlich ausgesonnenes Mittel zu irgend einem erstrebenswerten Zweck, sondern eine unerläßliche Bedingung menschlicher Gemeinschaft und damit wahren Menschentums überhaupt. Das gilt auch für das Verhältnis der Staaten zu einander. Wollte man Verträge und Bündnisse abschließen unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß jeder der hohen Vertragschließenden, sobald es ihm vorteilhaft erscheine, sie brechen werde, so hätten diese überhaupt keinen Zweck mehr. Denn daß ein Staat, solange sein eigenes Interesse es fordert, sich freundlich gegen Andere verhalten wird, ist selbstverständlich und braucht nicht erst durch Verträge festgesetzt zu werden. Die allgemeine Verkündigung des Rechts auf Unzuverlässigkeit nach italienischem Muster würde also Abmachungen zwischen Staaten sinnlos machen und die Rückkehr zur Anarchie des Völkerlebens bedeuten.

Nun ist es freilich eine schlimme Sache, wenn bestehende Verträge mit dem Interesse eines der beteiligten Staaten in unvereinbaren Widerspruch geraten. Aber daraus folgt vom Standpunkt einer unvoreingenommenen, von rein ethischen Gesichtspunkten geleiteten Sittlichkeit nicht, daß man Verträge brechen darf, sondern daß man sich bei der Vertragschließung die möglichen Folgen sorgfältig überlegen muß und sich nicht für Zeiten und Verhältnisse binden soll, von denen man noch gar keine Vorstellung hat. Man wird es von diesem Standpunkt, wenn auch nicht schön, so doch allenfalls verzeihlich finden, wenn ein Staat in großer unvorhergesehener Notlage sich über seine Vertragsverpflichtungen hinwegsetzt. Denn es kann auch im Verhältnis der Völker zu einander dasjenige, was ursprünglich Vernunft war, zum Unsinn, und das, was Wohltat war, zur Plage werden, allerdings meistens nur deshalb, weil man sich in einer der sittlichen Besonnenheit widersprechenden Weise für zu lange Zeit, wohl gar für „ewig" gebunden hat. Aber wenn man in solchen Fällen dem Partner eine billige Rücksichtnahme auf die geänderten Verhältnisse zumutet, so hat das gar nichts mit der frivolen Auffassung zu tun, daß man Treu und Glauben im Völkerleben im Gegensatz zum Privatleben gar nicht zu beobachten brauche. Ein Ethiker sollte gegen solche Anwandlungen von Rechts wegen schon durch rein wissenschaftliche Erwägungen gesichert sein. Wenn die Ethik, Moralwissenschaft oder Sittenlehre, wie schon diese ihre Namen andeuten, eine Wissenschaft sein soll, welche die Grundbedingungen des menschlichen Gemeinschaftslebens feststellt, so kann doch kein Zweifel sein, daß die Tendenz, den nationalen Egoismus zur Richtschnur für die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der zwischen Staaten geschlossenen Verträge zu machen, als unmoralisch, unethisch, widersittlich zu brandmarken ist. Dementsprechend wird von einer ihre Aufgaben klar im Auge behaltenden wissenschaftlichen Ethik die Treue auf dem Gebiet der äußern Politik nicht als eine mit Realpolitik unvereinbare romantische Idee belächelt oder als ein undurchführbares Ideal bei Seite geschoben werden dürfen, sondern als ein unerläßliches Postulat anzuerkennen sein.

Am allerwenigsten kann daran ein Zweifel sein vom Standpunkt der christlichen Ethik. Denn schärfer als irgend eine andere Religion oder Ethik betont das Christentum die ideelle Gemeinschaft der Menschheit. Und die Nächstenliebe, was ist sie im Grunde anders als Gemeinschaftsgesinnung, als Tendenz zur Gemeinschaft der Menschen im höchsten Sinne des Worts?

Daher ist es eine unabweisbare Pflicht der gebildeten Christen, insbesondere der theologischen Ethiker, der verderblichen Lehre vom „heiligen nationalen Egoismus", die, wenn auch unter unschuldigeren Namen, bei den europäischen Völkern, uns eingeschlossen, in weitem Maße um sich gegriffen hat, kräftiger als bisher entgegenzuarbeiten und einer gesunderen, der christ-

lichen Ethik angemessenen Auffassung von den Beziehungen der Völker zu einander die Wege zu bahnen. Wie das furchtbare Ringen unserer Tage auslaufen wird, steht noch dahin. Wenn es, wie wir hoffen, zu unsern Gunsten endigt, dann ist das deutsche Reich berufen, den politischen Kristallisationsprozeß Europas, die engere Verbindung zwischen seinen Völkern, welche auf die Dauer für ihr Gedeihen unentbehrlich ist, im Verein mit seinen Verbündeten einzuleiten. Zur erfolgreichen Lösung dieser Aufgabe ist ein großes Maß von moralischem Kredit unentbehrlich. Durch unser Vorgehen gegen Belgien, wie man auch über dessen Berechtigung denken mag, ist dieser Kredit jedenfalls nicht gemehrt worden. Dagegen hat sich die Zuverlässigkeit der deutschen Politik den Bundesgenossen gegenüber glänzend bewährt. Es wird darauf ankommen, das dadurch erweckte, keineswegs auf unsre Bundesgenossen beschränkte Vertrauen, ohne welches eine gedeihliche, Dauer versprechende Regelung der Verhältnisse Europas nicht möglich ist, tunlichst zu steigern, einmal durch weiteres kräftiges Eintreten für die Interessen der Bundesgenossen auch bei den Friedensverhandlungen, sodann durch weise Mäßigung den Feinden gegenüber, die durchaus nicht gleichbedeutend ist mit einem schwächlichen grundsätzlichen Verzicht auf Gebietserweiterungen, auch solche, welche zur militärischen und wirtschaftlichen Sicherung des Reiches notwendig sind. Man darf zu unserer Reichsregierung das Zutrauen haben, daß sie vom Geist dieser Mäßigung beseelt ist. Aber es wird notwendig sein, sie gegen das Drängen der auch bei uns leider nicht fehlenden „heiligen“ nationalen Selbstsucht zu unterstützen. Dazu ist eine über den Friedensschluß hinaus dauernde unzweideutige grundsätzliche Ablehnung solcher Bestrebungen nötig, auch eine Bekämpfung der betreffenden Literatur. Die in manchen Kreisen so stark hervorgetretene Nietzscheschwärmerei z. B., welche gar zu leicht in das Fahrwasser einer Verherrlichung bloßer Machtpolitik einmündet, hat unserm politischen Ruf im Ausland, wie man weiß, sehr geschadet. Mit bloßen Deklamationen gegen diese und ähnliche Erscheinungen ist freilich nichts getan. Nur eine ernste und gründliche Erörterung der Prinzipienfragen der Ethik, an der es selbst auf manchen Universitäten noch sehr fehlt — die Ethik spielt in den philosophischen Fakultäten neben Psychologie, Logik, Erkenntnistheorie usw. eine geradezu klägliche Rolle — wird die Grundlage für einen erfolgreichen Kampf gegen das schleichende Gift des „sacro egoismo“ liefern können.

Wilhelm Koppelmann

Der Kirchentag

Zum künftigen Kirchenproblem 2 (vgl. 1915 Nr. 50)

„Es ist eine Lieblingsidee von mir: die Kirche müßte den Laien das Recht, zu predigen, zu taufen, zu trauen, zu begraben und das Abendmahl auszuteilen zusprechen“ — schreibt Rade in seinem Vortrage „Die Kirche nach dem Kriege“ (S. 44). Wer die Pastorenkirche nicht liebt und in Luthers Gedanken vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen ein evangelisches Grundprinzip sieht, das des Ausbaus wert ist, selbst über die erste Form seines Urhebers hinaus (denn man darf nicht übersehen, daß der Reformator den Pfarrer zum „Amtmann“ in der Christenheit machte, also den Beruf von vorneherein band und umgrenzte), wird Rade gerne und freudig zustimmen. Die ganze Schwierigkeit liegt nur in der Frage des Wie? der Verwirklichung. Hier stecken Probleme nicht nur in der kirchenrechtlichen Festlegung, sondern zunächst schon einmal in den zu machenden praktischen Vorschlägen, wie denn eigentlich dieses Laienpriestertum gedacht sei, und dergleichen. Die Beerdigung durch Laien wird kaum Schwierigkeiten hervorrufen; wir kennen sie im Nachruf am Grabe, und es kann sich nur um gewisse graduelle Steigerungen religiöser Art (Hinzufügung des Gebete, Form der Rede) handeln. Die Laientaufe ist als Nottaufe kirchenrechtlich legitimiert und bedürfte nur der Erweiterung auf alle Fälle. Die Abendmahlsausteilung durch Laien ist in den Zwinglischen Kirchen und den auf urchristlicher Soziologie ruhenden Sekten beheimatet. „Demnach tragen die verordneten Diener das ungeheblet[1]) Brot herum und nehmen ein jeglicher Gläubiger mit seiner eignen Hand einen Bissen oder Mund voll davon oder lasse ihm dasselbige bieten durch den Diener, der das Brot herumträgt; und so die mit dem Brot so viel vorgegangen sind, daß ein Jeder sein Stücklein gegessen habe, so gehen die anderen Diener mit dem Trank hiernach und geben gleicherweis einem Jeglichen zu trinken“, heißt es in der ältesten Züricher Kirchenordnung (wahrscheinlich von 1525), und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Als „verordnete Diener“ fungieren neben dem Pfarrer die Aeltesten, also Laien. Voraussetzung ist die sitzende Kommunion, aber die Heranziehung der Laien zur Austeilung am Altar würde doch nur eine geringfügige Aenderung bedeuten. Bei der Trauung durch Laien könnte man auf mittelalterlich-deutschen Brauch zurückgreifen; der Priester hat im Zusammengeben der Nupturienten erst allmählich den Laien verdrängt.[1]) Natürlich mit dem Unterschiede, daß die im Standesbeamten verkörperten staatlichen Rechte unangetastet bleiben; der Laie erscheint als Beauftragter der Gemeinde und überbringt deren Segen. Aber nun die Laienpredigt? Empfinde ich recht, so dürfte sie dem stärksten Widerspruch begegnen; es ist ein merkwürdig fest sitzendes Vorurteil: die Kanzel gehört dem Pfarrer, und gar die Frau auf der Kanzel wird mitunter selbst von sonst in diesen Fragen Einsichtigen einfach nicht vertragen. Wie soll die Predigt dem Laien geöffnet werden?

Einen sehr glücklichen Weg, der mittlerweile auch den Vorzug hat, wiederholt begangen zu sein, scheint mir der Kirchentag zu bieten. Er ist eine kirchliche Eigentümlichkeit des Kantons Bern.[2]) Sie besteht seit 1913. Alljährlich wird durch den evangelisch-reformierten Synodalrat des Kantons Bern ein Sonntag, in der Regel im Februar, als Kirchensonntag bestimmt. Der Tag ist dem Gedenken an die Kirche gewidmet, so gut wie der Reformationssonntag dem Gedächtnis der Reformation. „Es soll diese Feier in erster Linie dazu dienen, daß wir uns des hohen Wertes und des Segens einer unser ganzes Volk umfassenden Kirchengemeinschaft aufs neue bewußt werden“, heißt es, oder: „Am Kirchensonntag sollen die Gemeinden ihren Dank für die Wohltat eines geordneten Kirchenwesens in einer besondern gottesdienstlichen Feier zum Ausdruck bringen.“ In der Gestaltung der Feier ist jeder Gemeinde — das ist in der Schweiz selbstverständlich — völlige Freiheit gelassen, die Kirchenbehörde gab nur gewisse Grundlinien an. Der Gottesdienst am Vormittage soll eine festliche Weihe erhalten, Chorgesänge werden eingeschoben, das Gotteshaus wird geschmückt, und der Schweizer versteht es meisterhaft, seine gerade im Kanton Bern schmucken und lieblichen Kirchlein „heimelig“ zu machen. „Da die Erinnerung an die Gründung der bernischen Landeskirche erweckt werden soll, würde es sich empfehlen, statt der Bibellektion, oder wo keine Bibellektion eingeführt ist, zwischen dem ersten Lied und einem Chorgesang einmal die Schlußreden der Berner Disputation vorzulesen“ — so werden die altehrwürdigen Dokumente der Geschichte im Gemeindebewußtsein wieder lebendig. Die Predigt soll ausdrücklich „nicht eine Festpredigt“ sein, sondern „eine kürzere Ansprache“; nicht der Pfarrer soll an diesem Kirchensonntage das erste Wort haben, sondern die Laien, „ein Vertreter des Kirchgemeinderates oder sonst ein Vertreter der Laien zur Berichterstattung über das kirchliche Leben des letzten Jahres oder über kirchliche Liebeswerke der Einzelgemeinde und der Gesamtkirche.“ Am Nachmittage oder Abend soll sich dann die Gemeinde zu einer Gemeindefeier außerhalb der Kirche zusammenfinden — „im Interesse eines guten Gelingens und um des guten Beispiels willen alkoholfrei“ — sodaß wirklich der ganze Sonntag der Gemeinde und Kirche gilt. Darum auch soll die erhobene Kollekte nicht für humanitäre, sondern für kirchliche Zwecke verwendet werden, am besten „für ein kirchliches Werk in der Gemeinde“.

Der Kirchensonntag hat sich schnell eingelebt, von den 193 bernischen Gemeinden haben ihn im vergangenen Jahre 179 gefeiert — der beste Beweis für sein gutes Recht. Wenn nun aber Rade (a. a. O.) sagte: „Von diesem Rechte (der Laien-

1) ungesäuert.

1) vgl. H. v. Schubert: Die evangelische Trauung. 1890.

2) Das Material, das ich im Folgenden verwerte, verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Kirchenratssekretär Pfarrer Nüesch in Zürich.

predigt) würde wahrscheinlich gar nicht so eilig Gebrauch gemacht werden", so trifft das tatsächlich für den Berner Kirchentag zu: 1915 haben 71 Laien gesprochen, 1914 etwas mehr, nämlich 87. Die Redefreiheit muß sich erst einbürgern, zumal in kleinen Landgemeinden. Sehr reichhaltig sind die Themata, über die gesprochen wurde: „Bedeutung des Kirchensonntags", „Bibelwissenschaft und Glaubensleben", „Zweck des Auswendiglernens im kirchlichen Unterricht", „Organisation einer Gemeindekrankenkasse", „Wünsche betreffend Jugendfürsorge im Bundesrecht", „Einrichtung von Beratungsstellen für die Berufswahl", „Waisenämter", „Mitteilungen aus der kirchlichen Ortsgeschichte" usw. Man wird einwenden: das ist keine Predigt. Aber man übersieht dann einmal, daß in der Schweiz ein Unterschied zwischen Predigt und religiöser Ansprache kaum gemacht wird; es ist allgemeine Sitte, Ansprachen, selbst Vorträge, sobald sie in der Kirche gehalten werden, liturgisch einzurahmen; und dann hindert nichts, am Kirchentage die Laienrede wirklich zur Predigt zu machen. „Nicht nur der Pfarrer als von der Gemeinde angestellter »Diener am Wort« soll Zeugnis ablegen von seiner religiösen Ueberzeugung und seinem religiösen Innenleben und soll den Finger legen auf wunde Stellen im religiösen und sittlichen Leben der Gemeinde, sondern das gleiche Recht und die gleiche Pflicht hat auch der Laie, sofern er wenigstens ein lebendiges Glied der christlichen Gemeinde sein will" (Synodalratsbericht von 1915). An der Möglichkeit zur Laienpredigt fehlts nicht, manche der Laienansprachen sind, wenn anders wirklich Zeugnis von religiöser Ueberzeugung und religiösem Innenleben abgelegt wurde, Predigten d. h. Evangeliumsverkündigung gewesen. —

Was hast du an deiner Kirche? Das Thema kennen wir alle, und wir alle werden nach dem Kriege die Antwort geben: mehr, viel mehr als wir glaubten und auch an ihr haben wollten. Rades ganze Schrift leistet den Nachweis dafür. Merkwürdig, fast unfaßlich, daß die Kirche noch nie auf den Gedanken gekommen ist, nun für sich selbst, für ihre eigene Existenz und Wirksamkeit Gott dem Herrn zu danken in besonderem Gedenktage! Denn der Kirchweihtag, wie er auf dem Lande in Deutschland noch gefeiert werden mag, gilt der Ortsgemeinde, ihrem Gotteshaus, nicht der Gesamtkirche. Der Bescheidenheit ist jener Mangel — lieber sagte ich: jene Unterlassungssünde — sicher nicht entsprungen die Kirche hat sich wohl als so selbstverständlich betrachtet, daß sie nicht nötig hatte, für ihr Dasein zu danken; in der jüngsten Vergangenheit, vor dem Kriege, hat der starke Zug zur Unkirchlichkeit ein Dankgefühl nicht aufkommen lassen. Nun aber haben wir im Kriege den vollen, reichen Segen der Kirche gespürt und hoffen ihn im Frieden zu bewahren. Ist dafür zu danken nicht genug und übergenug Ursache? Schaffen wir einheitlich im ganzen Reiche, einen Kirchensonntag zur Selbstbesinnung über das, was die Kirche uns war und ist! Und gestalten wir ihn aus nach Art des schweizerischen Kirchentages im Kanton Bern, mit Laienpredigt und Beteiligung der ganzen Gemeinde. Was in dem kleinen Lande sich bewährte, wird im großen nicht versagen. Der Kirchensonntag muß ein religiöses Volksfest werden; darum muß auch das Volk hier sprechen dürfen. „Je mehr Laien von diesem ihren Rechte Gebrauch machen und diese ihre Pflicht erfüllen, desto mehr wird es dem ganzen evangelischen Volke zum Bewußtsein kommen, daß nicht der Pfarrerstand und etwa noch die Kirchenvorsteher die Kirche sind, sondern das Volk in seiner Gesamtheit." So spricht die Kirche Zwinglis, und die Luthers kann um so leichter ihr folgen, als der deutsche Reformator der erste war, der den Unterschied zwischen Klerus und Laien aufhob und die Volkskirche wollte. Walther Köhler

---

Der Weltkrieg im heutigen Drama

1

In einer Heimatchronik der „Hilfe" von November 1915 schreibt Gertrud Bäumer die inhaltschweren Worte:

> Es kann selbstverständlich außer dem Momentausdruck der Lyrik keine Kriegsdichtung geben — nur mit Mißtrauen würde man einem Werk, das „aktuell" und groß sein will, entgegensehen. Es ist fast unmöglich, daß jetzt die Form unseres Schicksals gefunden wird.

Diesem Wort möchte ich ein anderes von Friedrich Hebbel gegenüberstellen:

> Die dramatische Kunst soll den welthistorischen Prozeß, der in unsern Tagen vor sich geht und die vorhandenen Institutionen des menschlichen Geschlechts, die politischen, religiösen und sittlichen, nicht umstürzen, sondern tiefer begründen, sie also vor dem Umsturz sichern will, beendigen helfen. In diesem Sinne soll sie zeitgemäß sein.

Wenn es also dort für fast unmöglich gehalten wird, im Drama „die Form unseres Schicksals" zu finden, so wird hier dem Drama gerade diese Aufgabe zugewiesen. Weder die geschichtliche Anekdote, noch das geschichtliche Charakterbild genügt dem Drama, sondern es macht selber Geschichte. Nie ist ihm eine gewaltigere Aufgabe zugewiesen worden. Wenn Gertrud Bäumers Wort uns grundsätzlich abschrecken könnte, nach dramatischen Werten der Gegenwart zu suchen, so fordert Hebbels Wort dazu auf und erfüllt uns doch zugleich mit Bangen, ob einem Dichter der Gegenwart solche gigantischen Kräfte eigen seien.

Blicken wir zurück in die Geschichte des Dramas, so entsprechen der Hebbelschen Forderung Lessings „Nathan", das Drama der Aufklärung, Goethes „Iphigenie", das Drama der Humanität, und sein „Faust", das Menschheitsdrama aus deutscher Seele. In diesen Dramen, deren Anführung keine erschöpfende Aufzählung sein soll, sehen wir in der Tat den geschichtlichen Prozeß ihrer Zeit in einem Brennspiegel aufgefangen, kristallisiert und gefördert. Es sind neue eigentümliche Seelenbewegungen, die in ihnen Gestalt gewonnen haben. Spröder gegenüber dem Drama verhalten sich dagegen die Wendepunkte der Geschichte, in denen äußere Umwälzungen sich vollziehen, wie 1813, 1848 und 1870. Wohl hat Heinrich von Kleist in seinem „Prinz von Homburg" und in seiner „Hermannsschlacht" Dramen geschaffen, in denen die Majestät des Gesetzes und die Glut des empörten Nationalgefühls Gestalt gewonnen haben, wohl hat Hebbel selbst in „Herodes und Mariamne" während der Stürme der Revolution den innern Schwerpunkt menschlicher Gemeinschaft gestärkt und in „Agnes Bernauer" den Einzelmenschen der Staatshoheit unterstellt; aber die geschichtlichen Umwälzungen selbst stehen in loserer Beziehung zu diesen Dramen als die Kulturveränderungen zu den obengenannten von Lessing und Goethe. Ja, die gewaltige Neuschöpfung von 1870/71 scheint im Drama überhaupt weder Gestaltung noch Förderung erfahren zu haben.

Das stimmt zaghaft in unseren Erwartungen gegenüber der Gegenwart des Dramas. Nicht als ob wir nicht gewaltige Umbildungen in der seelischen Struktur der Menschheit und insbesondere der deutschen Menschheit von dem Kampfe unserer Zeit erwarteten. Wir sind wahrscheinlich mitten drin in dieser Umbildung.

„Welche geistigen Werte kann uns 1914 schenken statt der gepriesenen von 1789, die es uns entreißen will?" so fragt der Gotenburger Professor Kjellén in einer Schrift, die er eine weltgeschichtliche Perspektive nennt. Den Kosmopolitismus als Verneinung der Nation, den schroffen Individualismus und das ganze humane Kulturideal mit seiner unbedingten Wertschätzung des Lebens sieht er gestürzt und einen neuen, rechtverstandenen Internationalismus, eine gottgewollte Individualität und eine erhabene Opferidee siegreich emporsteigen. Neue Sterne steigen auf am Völkerhimmel: die Begriffe Ordnung, Gerechtigkeit und Kindschaft in einem Vaterhaus; und statt der tönenden Phrasen von Menschenrechten erheben Menschenpflichten ihre eherne Stimme.

Also schaut ein Geschichtskundiger das Werden der Zeit. Andere deuten die Zeichen der Zeit anders, und Mancher wird es für Vermessenheit halten, dem Werdenden, dessen ungeheuere Wehen uns erschüttern, Namen und Gestalt geben zu wollen. Nur ein genialer Prophet vermag mit seherischem Tiefblick die Geheimnisse der Gegenwart, die einem späteren Geschlecht unverschleiert vor Augen liegen werden, zu deuten, und nur ein Dichter, der mit solcher Kraft des Sehens eine gleiche des Gestaltens vereinigt, wird die künstlerische Form unseres Schicksals finden.

Wir wollen unsere Forderungen nicht auf dieses Höchste beschränken, wenn wir einigen dramatischen Dichtungen unserer

Zeit unser Augenmerk zuwenden. Vermag doch schon ein einziger rein gefühlter und gestalteter Ton aus dem Seelenleben unserer Zeit sein Daseinsrecht zu bewähren, auch wenn erst eine Vielheit solcher Töne die Symphonie unserer Zeit komponiert oder wenn der Einzelton nur einen einleitenden Akkord künftiger Harmonie anschlägt.

Bis zum September 1915 zähle ich aus Hinrichs' Katalog zur Kriegsliteratur 194 dramatische Dichtungen. Eine imponierende Zahl; aber die Zahl ist auch das hauptsächlich Imponierende daran; denn weit entfernt, daß diese Stücke etwa die obengenannte Symphonie zusammenspielten — des Mißtönenden ist zuviel darunter, und kein geduldiger Leser wird vermögen, sich durch diese Literatur wirklich hindurchzuarbeiten.

Was darunter geboten wird, möge etwa das „Kriegsstück" „Freiwillige vor!" von Jakob Ils veranschaulichen.

Erster Akt: „Ja, ja, eine schwere Zeit ist über unser liebes Vaterland hereingebrochen. Wie wird sie enden?"

Darauf politische Unterhaltung, hinter den Kulissen wird gesungen: „Ich hab mich ergeben." Die Freiwilligen kommen, es wird gesungen: „Lieb Vaterland magst ruhig sein." Es wird dreimal Hurra gerufen, die Freiwilligen brechen auf. Gesang: „Ich hatt' einen Kameraden."

Zweiter Akt, Kasernenstube. Es kommt die Nachricht, daß Lüttich genommen ist. Dreimaliges Hurra. Dem eintretenden Feldwebel wird dies mitgeteilt und dreimal Hoch! gerufen. Strafübungen. Hinter den Kulissen wird gesungen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall." Dreimaliges Hurra.

Dritter Akt, Waldlandschaft. Ein verwundeter, französischer Soldat kriecht über die Bühne. Otto, auf Patrouille, will ihn gefangen nehmen und erkennt seinen Bruder Alfred, der von der Fremdenlegion nach Frankreich zum Heer gekommen ist und daraus desertieren will. Alfred preist die Vorsehung Gottes.

Vierter Akt . . . doch genug. Es wird noch geweint, gebetet, gesegnet, Bier getrunken und zum Schluß dreimal Hurra! gerufen.

Es ist also alles vertreten, was man billig verlangen kann: Frömmigkeit, soldatische Zucht und Vaterlandsliebe. Wenn Jakob Ils sein Stück für „Jugendwehren, Jünglings- und Gesellenvereine" bestimmt, so schwankt man, ob man darin eine Entschuldigung oder eine Belastung finden soll; jedenfalls scheint er nicht an den Grundsatz zu glauben, daß für die Jugend das Beste gerade gut genug sei.

Mit einem gewissen Rechte stellt sich neben Jakob Ils ein anderer Autor, der unter der berühmten Verlagsfirma Reclam auftritt, Anton Ohorn („Vorwärts mit Gott!"), wenn er auch statt des groben Gebräus Jakobs mehr eine Limonade fader Tagesphrasen darreicht. Patriotismus und Frömmigkeit sind auch hier die Hauptzutaten, die den Trank würzen sollen. Der zehnte Auftritt bringt den Schlußeffekt. Der alte Baron und Oberst a. D. hält vor der Büste des Kaisers eine Ansprache:

Liebe Freunde! Das Vaterland ruft, und ihr seid alle da. Von Heim und Herd zieht ihr hinaus für Kaiser und Reich, bewußt (!), daß wir nur Gott fürchten und sonst nichts in der Welt. Ein harter Kampf steht uns bevor, nach drei Fronten gilts zu schlagen, aber mit dem treuen Bundesgenossen zur Seite und dem treuesten im Himmel, der ein ehrlich Volk nicht verlassen wird, treten wir in den Streit. Siegen müssen wir, denn unsere Niederlage wäre der Untergang deutscher Art und Kultur, dessen sind wir alle bewußt (!) . . . Weint nicht, ihr Weiber, bringt auch ihr die Opfer, die das Vaterland verlangt, starken Herzens, und verlassen sollt ihr nicht sein . . . Meine ganze Kartoffelernte gehört den Familien der Vaterlandsverteidiger, und wer in Not ist, komme zu uns! Gott mit euch, Kameraden, und mit uns allen!

(Begeisterter Zuruf des Volkes.)

Nun tritt der Pfarrer vor die Büste, bringt den Segen der Kirche und spricht ein Gedicht. Man ordnet sich um die Büste:

Rudolf und Heinz kreuzen die Degen über der Büste, die Jungen schwenken Mützen und Fahnen, die Männer heben die Hände nach dem Kaiserbild, Weiber und Kinder knieen zum Teil. Gefälliges Bild, eventuell, entsprechend beleuchtet.

Indem die Musik intoniert: „Deutschland über alles!" fällt langsam der Vorhang.

Auch dieses „vaterländische Zeitbild" würde, selbst „eventuell entsprechend beleuchtet" Gertrud Bäumer nicht zur Aenderung ihres Urteils veranlassen.

In größere Unkosten wenigstens betreffs der Erfindung des Stoffes stürzt sich Ernst Hayn in seinem Schauspiel „Der Splitter".

Der Deutsch-Amerikaner John Vonlohr kommt zu Besuch bei Verwandten, die gerade den Gedenktag ihres gefallenen Sohnes feiern. Er ist ein gemachter Mann, John Vonlohr, er hat die Welt mit Türklinken versorgt und stellt an der Türklinke der Verwandten mit Genugtuung sein Fabrikzeichen J. V. 606 U. S. A. fest. Während des Krieges aber ist seine Fabrik zu der rentableren Herstellung von Munition übergegangen, und — o weh! — der Granatsplitter, der den Sohn des Hauses getötet hat, trägt dasselbe Zeichen: J. V. 606 U. S. A. Nun muß er das Gericht über sich ergehen lassen; er ist unwürdig der Gemeinschaft, für die er zum Mörder geworden ist.

Wenn uns Anton Ohorn durch das Geschwätz verstimmt, das der Größe der Zeit so wenig entspricht, so Ernst Hayn durch die Verwertung einer furchtbar schweren Angelegenheit zu einer kleinlichen dramatischen Anekdote.

Fortsetzung folgt — Gerhard Heine

Aus dem Tagebuch eines französischen Sanitätssoldaten

Aus dem Christianisme au XX^e siècle nach dem Christlichen Volksfreund (Zürich) 1916, 6

Während der Nacht sind Verwundete angekommen. Man hat in aller Eile ihre Namen und die Nummer ihres Regimentes notiert. Mein Amt als Sanitätssekretär bringt es mit sich, daß ich durch alle Säle gehen und bei jedem von ihnen die erforderlichen Erhebungen, welche für das Register der Eingetretenen nötig sind, machen muß. Auf den letzten Seiten dieses Registers werden bekanntlich die Namen der nichtkatholischen Soldaten eingetragen. Ich muß mich also auch nach der Religion der Eintretenden erkundigen.

* *

„Mein Freund, welches ist Ihre Religion?"

Mehr als einer wird beunruhigt, wenn ich diese Frage an ihn richte; denkt man schon an seine Beerdigung?, wozu sonst noch braucht man die Religion, zur Beerdigung der Leute?

Dieser aber versteht den Sinn meiner Frage überhaupt nicht. „Hm, was? Religion, weiß ich nicht."

— Was, Sie wissen nicht, ob Sie Katholik, Protestant oder Israelit sind? — „Nein!" — Das ist aber doch ein wenig sonderbar; haben Sie Ihre erste Kommunion nicht gemacht? — „Glaube nicht." — Und wer hat Sie denn getauft, ein Priester oder ein Pastor? — „Niemand. Auf alle Fälle erinnere ich mich nicht." — Nach dem stumpfsinnigen Blick zu urteilen, ist der Mann aufrichtig. Er hat offenbar niemals von Gott reden hören. Ich notiere auf die provisorische Liste: „Keine Religion". Er hat das Recht, keiner Kirche anzugehören; ich habe kein Recht, ihn weiter auszufragen. Weiter zu einem andern.

* *

Dieselbe Antwort wie soeben: „Religion? weiß nicht." Dasselbe Zeichen des Erstaunens meinerseits, welches die sehr energische Erklärung hervorruft: „Ich bin nicht katholisch." — So sind Sie also protestantisch oder israelitisch? — Nach kurzem Besinnen: „Ich bin protestantisch." — Warum sagen Sie das nicht sofort? Schämen Sie sich? Oder haben Sie Angst? Dummheit; hier, verstehen Sie, ist jeder frei; niemand hat jemals auf irgendjemandes Gewissensfreiheit einen Druck ausgeübt.

Der Mensch sieht mich bestürzt an. Ich überzeugte mich dann, daß er nicht protestantisch war und daß er zum erstenmal Worte hört, deren Sinn er nicht versteht.

* *

Man trifft aber interessantere Fälle als diese.

Ich bin auf der Wache im großen Schlafsaal. Es ist schon spät, alles ist still. Man hört nur schnarchen. Ich mache die Gasflammen klein. Plötzlich ertönt spöttisch die Stimme eines Parisers, der seinen Kameraden fragt: He, sag mir: Hast du dein Gebet gesprochen? — „Ja, mein Freund, ich habe mein Gebet gesprochen. Und weil ich schon seit langem mein Gebet spreche, und weil Andere es auch tun, darum sind jetzt die Boches nicht hier und werden sie nicht hierher kommen." -- Das wurde in bestimmtem, aber sanftem Tone gesagt, ohne Großtun, aber wie schlagend! Es befindet sich ein Protestant im Schlafsaal; aber leider war er es nicht, der dieses Wort gesprochen hat.

* *

In einem Rot-Kreuz-Spital. Die Ambulanz ist erzkatholisch Es heißt, man rezitiere in allen Sälen den Rosenkranz, und man bemerkt überall Gegenstände der Frömmigkeit. Ich habe indessen nie vernommen, daß Protestanten im mindesten belästigt worden seien.

An einem hohen Festtag erklärte ein Artillerist, daß er nicht zur Messe gehen werde. Vergeblich redet man ihm zu; es ist nichts

zu machen. Ein protestantischer Kamerad predigt ihn an: „Mein Freund, du kannst doch an einem Tage wie heute nicht leben wie ein Hund. Du bist katholisch, du solltest in die Messe gehen. Ich als Protestant gehe in die Kirche…“— Halt, das ist ein Gedanke! Und der Artillerist geht mit seinem Kameraden in die Kirche.

Der Pfarrer, der an diesem Tage die Kanzel bestieg, hat mir stets, besonders seit der Mobilisation, durch seine Predigten und auch sonst auf alle Weise außerordentlich viel Gutes getan. Ich bin nicht der Einzige, dem er Gutes getan hat: der Artillerist hat sich bekehrt. — Zum Protestantismus bekehrt? — Gewiß; ich glaube aber, daß er sich auch zum Evangelium bekehrt hat, was für ihn viel besser ist…

Der Zustand des Artilleristen verschlimmerte sich. Man transportierte ihn zur Operation in ein anderes Spital am Orte. Hier läßt er den lieben Pfarrer rufen, der von der durch ihn verursachten Wirkung noch keine Ahnung hatte. Nach einiger Zeit schickt man ihn wieder in das Spital, woher er gekommen ist. Aber die Rotkreuzdamen sehen ihn ungern zurückkehren, und die wohlgesinnte Oberbehörde übergibt ihn uns.

Bei seiner Ankunft ist er erregt: „Weil ich protestantisch bin, wollte man mich im Roten Kreuz nicht.“ Der Verwaltung ist es gleichgültig, ob er katholisch oder protestantisch ist. Man läßt ihn reden. Aber ich mische mich begütigend ein: „Mein Freund, seien Sie vernünftig; nicht deshalb, weil Sie protestantisch sind, haben diese Damen Ihnen ein Gesicht geschnitten, sondern weil Sie, ursprünglich katholisch, bei ihnen protestantisch geworden sind. Sie verstehen doch den Unterschied, nicht? Der Tausend, wenn ein Protestant, welcher im protestantischen Krankenhause in Nimes oder in Bordeaux verpflegt worden ist, sichs einfallen ließe, zum Katholizismus überzutreten, so würden wir das auch mißbilligen. Hier sind Sie so gut aufgehoben wie anderswo; Ihr Name ist in die Liste der Protestanten eingetragen; der Pfarrer, der uns beiden lieb ist, kennt den Weg in das Spital, und Sie brauchen nicht zu fürchten, daß er Sie vergißt. Das muß Ihnen genügen; also, bitte, kein Gemurre!“

Der junge Mann ist intelligent und von einem ausgezeichneten Geiste beseelt; er versteht mich und hält sich still.

Einige Tage nachher kommen zwei Damen — die feinsten aus dem klerikalen Saale — den Bericht zu holen. Es sind seine Pflegerinnen vom Roten Kreuz. Ich begleite sie selber ans Bett des Verwundeten und habe den Eindruck, daß sie ihm nicht mehr böse sind.

* *

Ein Transport Verwundeter kommt soeben im Bahnhof an. Einer von ihnen, ein junger Kirchgenosse von mir, ist einem kleinen, von Nonnen geleiteten Spital zugewiesen worden. Ein Priester nimmt ihn auf. „Ihr Name?… Ihr Regiment?… Woher sind Sie?“ — Von Montagnac-sur-Vistre. — „Halt!… Sollten Sie zufällig protestantisch sein?“ — Jawohl! antwortete mein junger Freund bestimmt. — „Nun gut, Sie werden zufrieden sein: der Pfarrer von Montagnac-sur-Vistre ist hier ganz in der Nähe, er ist aufgeboten worden wie ich. Ich will ihm sogleich Ihre Anwesenheit melden, es wird auch ihn freuen.“ Der vortreffliche Abbé besteigt sein Vehikel und benachrichtigt mich. Man sieht an diesem Beispiel, daß die heilige Vereinigung nicht überall ein Mythos ist; dafür sei Gott gepriesen!

Verschiedenes

Die polnische Frage. Von Dr. Adolf Grabowsky. Berlin, Carl Heymanns Verlag 1916. 108 S. 2 Mk.

Im Jahre 1683 haben die Polen unter König Jan Sobieski Wien gerettet und das Abendland von der Türkennot befreit. Einige Jahrzehnte später wurden sie selbst mittelbar zu einer drohenden Gefahr für Europa. Dies geschah dadurch, daß die Zerfahrenheit des polnischen Reiches den Russen seit Peter dem Großen das Recht gab, Polen als eine sichere Beute anzusehen, die ihnen früher oder später zufallen müsse. Unter Katharina II. wurde diese Gefahr dringend. Die Zarin hätte natürlich eine Teilung Polens gern vermieden, um es ganz in ihre Gewalt zu bringen, Preußen und Oesterreich konnten ihr aber unmöglich freie Hand lassen. Schaltete doch Katharina in Polen fast wie in einer unterworfenen Provinz: ihre Heere standen im Lande, Stanislaus Poniatowski, einst ihr Busenfreund, war auf ihren Befehl zum Könige gewählt worden — einige Jahre oder Jahrzehnte weiterer Gewöhnung an die Tatsache der russischen Obergewalt hätten genügt, um Polen zu einem gefügigen Werkzeug in russischen Händen zu machen. Der religiöse Fanatismus und der ritterliche Tatendrang des tapferen, aber durchaus unpolitischen polnischen Volkes wäre leicht zu einem Kreuzzug gegen den Halbmond oder gegen den protestantischen Westen zu entflammen gewesen, und der Erfolg hätte sehr leicht der sein können, daß neben Warschau auch Konstantinopel, Wien und Berlin zu russischen Gouvernementsstädten geworden wären. Polen wäre dann zwar ungeteilt geblieben, aber in seiner Gesamtheit nebst seinen südlichen und westlichen Nachbarn der Herrschaft eines kulturell tiefer stehenden Volkes anheimgefallen.

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet erscheint die seiner Zeit von Oesterreich und Preußen durchgesetzte Teilung Polens nicht mehr als das himmelschreiende Unrecht, als welches sie noch immer in alle Welt hinausgeschrieen wird, sondern als die unter den damaligen Verhältnissen einzig mögliche Vorbedingung für die Erhaltung der Selbständigkeit der Türkei, Oesterreichs und Preußens, nicht zum wenigsten auch für die Bewahrung wenigstens zweier Anteile des alten Polens vor dem Druck der russischen Despotie.

Was Letzteres zu bedeuten hat, erkennt man am besten beim Vergleich des heutigen Kulturzustandes der Polen in den drei Anteilen.

Unter der preußischen Regierung, die allerdings dem törichten Versuch der Polen, die unter ihnen wohnenden Deutschen und Juden durch Boykottierung zu verdrängen und ein rein polnisches Gebiet zu schaffen, mit kräftigem Gegenangriff begegnet ist, findet man Analphabeten nur als seltene Ausnahmen. Beim Verlassen der Volksschule beherrscht das polnische Kind neben seiner Muttersprache auch die deutsche in Wort und Schrift in dem Umfange, daß es sich weit und breit im deutschen Lande verständlich machen kann. Der männliche Teil der Bevölkerung vervollkommnet diese Befähigung während seiner Militärdienstzeit, und das oft so leidenschaftlich abgelehnte Geschenk der deutschen Sprache erweist sich dann in gemischtsprachigen Gegenden als ein großer Vorteil für das Erwerbsleben. Die höheren Lehranstalten haben Raum für alle polnischen Kinder und Jünglinge, welche sich eine höhere Bildung aneignen wollen. Die natürliche Folge ist die, daß der Bildungsdurchschnitt der preußischen Polen den der galizischen und russischen weit übertrifft.

Das Heer der Analphabeten unter den russischen Polen kann niemanden Wunder nehmen; merkwürdig ist nur, daß in Galizien, wo die österreichische Regierung den Polen freiesten Spielraum gewährt hat, die Verhältnisse der Volksbildung keineswegs besser liegen. Auch die höhere Bildung läßt zu wünschen übrig. Galizien hat zwar polnische Gymnasien und Universitäten; es ist aber kein Geheimnis, daß der gebildete Durchschnitts-Warschauer auf die Bildung des Durchschnitts-Galiziers mit einer gewissen Geringschätzung herabsieht.

Am wohlsten fühlen sich die Polen in Galizien, wo sie unbedingt dominieren und den nichtpolnischen Einwohnern (Deutschen, Ruthenen, Juden) das Leben manchmal nicht ganz leicht machen. Auch mit der russischen Herrschaft haben sie sich einigermaßen abgefunden. Einmal weil die in jüngster Zeit sich mächtig entwickelnde Industrie das ungeheure russische Absatzgebiet wohl zu schätzen weiß, sodann, weil die russische Regierung einer sehr unliebenswürdigen Form des polnischen Patriotismus, nämlich der begeisterten Boykottierung der im Lande ansässigen Deutschen und Juden, begreiflicher Weise nicht nur keinen Zügel angelegt, sondern sie verständnisinnig gefördert hat. Man läßt sich eben etwas tyrannisieren, wenn man dafür Andere tyrannisieren darf.

Weder der höhere Bildungsgrad, den die preußischen Polen in der deutschen Schule gewonnen haben, noch der Umstand, daß sie mit einem großen Teile des deutschen Volkes durch dasselbe römisch-katholische Glaubensbekenntnis verbunden sind, noch ihr erfolgreiches Fortschreiten auf allen Gebieten des Erwerbslebens hat vermocht, sie mit der preußischen Regierung zufrieden zu stellen. Dem Durchschnittspolen geht die strenge Zucht des preußischen Staates eben wider die Natur. Wenn Bismarck einmal die Politik als die Kunst des Erreichbaren bezeichnet, so sind die Polen eben deshalb ein unpolitisches Volk, weil ihnen der Blick für das Erreichbare, und die Selbstzucht, welche auf Unerreichbares verzichtet, in bedauerlichem Maße fehlen. Unsre Polen haben aber in der Schule des preußischen Staates soviel gelernt, daß man hoffen darf, sie werden auch den eben gerügten Bildungsmangel noch überwinden. In dieser Hoffnung treten wir der Frage, was mit dem von russischer Herrschaft befreiten Russischpolen geschehen solle, näher. Darauf gibt Dr. Adolf Grabowsky in seiner soeben erschienenen Schrift über „Die polnische Frage“ eine, wie wir glauben, befriedigende Antwort, gegründet auf eine Darlegung der russischpolnischen Verhältnisse, die er aus eigener Anschauung kennen gelernt hat. Wir geben im Folgenden die Grundgedanken des Buches:

Die Polen wünschen natürlich Umwandlung des befreiten Russischpolens in einen souveränen Staat, womöglich in engerer Verbindung mit dem österreichischen Galizien, in der Hoffnung, daß irgend ein glückliches Ereignis in früherer oder späterer Zukunft ihnen auch noch den Anschluß des preußischen Anteils bescheren und den unausrottbaren Traum der Wiederherstellung des alten Polenreiches von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere verwirklichen werde. Zwischendurch sei angemerkt: „Auch für das deutsche Empfinden ist es ein schöner Gedanke, alle deutschen Seelen unter einem Zepter zu vereinigen, aber als politisches Volk haben wir uns längst damit abgefunden, daß ein Teil der Deutschen in Deutschland, ein anderer in Oesterreich seine Heimat hat.“ Bei der Neuordnung Russischpolens sind in erster Linie die Staatsnotwendigkeiten der Zentralmächte zu berücksichtigen. Diese verlangen, daß Polen zu einem Schutzwall gegen Rußland und zu einer Brücke zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn werde. Das läßt sich in folgender Weise erreichen: Russischpolen bleibt ungeteilt und wird eine Provinz, in welcher die Zentralmächte ein Coimperium ausüben. Sie erhält eine gemeinsame Gesetzgebung, gemeinsame Staats-, genauer gesagt: Landesangehörigkeit, gemeinsamen Staatshaushalt, gemeinsame Zentralbehörden, gemeinsame Zollgrenzen, dies alles über beide Teile des Landes übergreifend; dabei aber eine innere Abgrenzung, sodaß im nördlichen Gebiet deutsches, im südlichen österreichisch-ungarisches Imperium waltet. Demgemäß würden die Landesangehörigen teils zur deutschen, teils zur österreichisch-ungarischen Wehrmacht eingezogen, die Landesverteidigungsmaßregeln von jeder der beiden Mächte in ihrem Abschnitt getroffen werden; auch die Verwaltung stände teils unter deutscher, teils unter österreichisch-ungarischer Leitung. Jede der beiden Mächte übt in ihrem Abschnitt des dem Coimperium unterstellten Landes die Souveränität aus. Die polnische Landesangehörigkeit bleibt von deutscher oder österreichischer Staatsangehörigkeit durchaus verschieden, gibt also keineswegs ein Recht auf Ansiedelung im Gebiete der Zentralmächte. Innerhalb dieser Schranken sollen die Landesangehörigen möglichst weitgehende Selbstverwaltung

erhalten. Für die Gesetzgebung dürfte schon von Anfang an ein polnischer Beirat zuzulassen sein, als Schlußpunkt der Entwicklung ist ein selbständiges Landesparlament ins Auge zu fassen. Das Wahlgesetz muß so gestaltet werden, daß dadurch die mannigfachen nationalen und sozialen Bildungen Russischpolens nach ihrer Eigenart zur Mitarbeit an dem neuen Staatswesen herangezogen werden. Die Abgrenzung der beiden Sphären des Coimperiums dürfte sich an die jetzt schon bestehende Grenze der beiden militärischen Verwaltungssphären anschließen; Warschau, das ja schon einmal ein Jahrzehnt lang preußisch war, und die Fortsetzung des oberschlesischen Kohlenbeckens um Dombrowa müßten wohl im deutschen Abschnitt verbleiben. Das Kuratorium der Warschauer Universität könnte gemeinschaftlich geführt, einige Zentralverwaltungskörper in den österreichischen Abschnitt, nach Petrikau oder nach Lublin gelegt werden. Im Rahmen dieser staatlichen Ordnung kann sich polnische Kultur und polnisches Leben in voller Ungestörtheit entwickeln. Sollte es auf Posen oder Oberschlesien eine solche Anziehungskraft ausüben, daß preußische Untertanen polnischer Nationalität wünschen, die neue polnische Landesangehörigkeit zu erwerben und sich in dem neugeschaffenen Coimperium anzusiedeln, so dürfte ihnen dies in entgegenkommender Weise gestattet werden. In einem souveränen Polenstaate würden, nach den bisherigen Erfahrungen zu urteilen, die nichtpolnischen Einwohner (Deutsche, Litauer, Ruthenen, Juden) schwerlich ihres Lebens froh werden. Ihre gesetzliche Sicherstellung genügt nicht; nur die ständige Aufsicht des Coimperiums kann ihnen Sicherheit gewähren. Aus diesem und anderen Gründen dürfte es sich auch nicht empfehlen, die überwiegend litauischen Gouvernements (Kauen, Grodno und Wilna) dem Coimperium zu unterstellen, zumal sie schon unter russischer Herrschaft durch besondere Verordnungen von dem eigentlichen Polen getrennt worden sind. Das neuerdings von Rußland aus dem kongreßpolnischen Gebiete gerissene Gouvernement Cholm könnte (S. 95) dem österreichischen Abschnitt der neupolnischen Coimperial-Provinz zufallen. Dazu möchten wir bemerken, daß das Cholmer Land überwiegend ruthenisch, oder wie man jetzt zu sagen pflegt „ukrainisch“, und ebensowenig polnisch ist wie Ostgalizien. Doch hier setzt die ukrainische Frage ein, die, solange sich ein Streifen Ostgaliziens noch immer in russischen Händen befindet, von Spruchreife weit entfernt ist. Die allerschwierigste Aufgabe für das neue Polen dürfte in der Ersetzung des russischen Absatzgebietes für die Erzeugnisse der polnischen Industrie in Lodz, Girardow und anderen Orten sein. Zwar haben die Russen vor ihrem Abzug an Fabrikanlagen zerstört, was sie konnten, und damit der Rückverwandlung Polens in einen Agrarstaat einigermaßen vorgearbeitet; daß die Millionen der polnischen Fabrikarbeiter aber wieder zur Landwirtschaft zurückkehren werden, ist kaum anzunehmen. Die Industrie wird wohl in der alten, auf Herstellung von billigen Massenartikeln eingestellten Weise wieder aufblühen; dann gilt es, durch Vermittlung der Zentralmächte dem Ueberschuß der polnischen Waren einen Abfluß nach dem Balkan zu sichern.

Im Vorstehenden ist der Inhalt des besprochenen Buches natürlich nicht erschöpft. Sein Wert besteht nicht bloß in den gewonnenen Ergebnissen, sondern vor allem in ihrer eingehenden und überzeugenden Begründung. Noch stehen wir im Flusse der Ereignisse. Sollten sich die Gedanken des Buches verwirklichen, so bleibt nur zu wünschen, daß bei den Beteiligten sich die Einsicht Bahn bräche, daß ihnen Gebotene gewähre, was Grabowsky abschließend zusammenfaßt in die Worte: „Sicherheit für uns, Gerechtigkeit für euch.“ Rudolf Abicht

Die Kirche nach dem Kriege. Von D. Martin Rade. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 79. Tübingen, J. C. B. Mohr. 53 S. 1,20 Mk.[1])

Rade hat aus den Erlebnissen der Kirche während des Krieges die Folgerung abgeleitet, daß hinfort nach dem Kriege keine Rede mehr sein könne von Trennung des Staates und der Kirche, im Gegenteil, die Landeskirche als Volks-, das ist als Staatskirche neu befestigt dastehe. Auch ich halte die Trennungsfrage durch den Krieg für erledigt. Der Krieg hat denen recht gegeben, die in der Trennung der Kirche vom Staate nicht eine Verselbständigung und Befreiung der Kirche, sondern eine Herabminderung ihres Einflusses und ihres sozialen Wertes sahen. Wer immer auf dem Standpunkte gestanden hat, in der Staatskirche die dem protestantischen Verständnis von Religion und Staat am meisten entsprechende Form religiöser Gemeinschaft zu erkennen, wird diese energische Absage an den Trennungsgedanken mit freudiger Zustimmung begrüßen. Und ich wünschte nur, daß der Vorbehalt, den Rade dazu macht (S. 27), auch noch wegfiele, daß nämlich der Trennungsgedanke nicht nur aus Gehorsam gegen den Lauf der Dinge und ihre innere Logik aufgegeben würde, sondern aus der Ueberzeugung, mit seiner Ablehnung aus der Gedankenwelt des deutschen Protestantismus einen Fremdkörper auszuscheiden.

Diese Bejahung der Staatskirche braucht die Bestrebungen nicht zu hindern, die ich früher einmal unter den Losungen „Entkirchlichung des Staates“ und „Entstaatlichung der Kirche“ charakterisiert habe. Die Anerkennung der Notwendigkeit und des Segens staatlicher Kirchenleitung und Kirchenpflege rechtfertigt nicht die Beschränkung anderer kirchlicher oder kirchenähnlicher Organisationen und darf die Durchführung der Unabhängigkeit der staatsbürgerlichen Rechte vom religiösen Standpunkte nicht aufhalten. Ebensowenig sollte die freudige Eingliederung des Kirchenwesens in den Staat das Drängen auf eine Erweiterung der Rechte der einzelnen Gemeinden und auf größere dogmatische, liturgische und ethische Bewegungsfreiheit, d. h. auf die Entlassung dessen, was eigentlich im Sinne des evangelischen Bekenntnisses Kirche ist, aus staatlicher oder obrigkeitlicher Gewalt hemmen oder lähmen. Es wäre ja ein schrecklicher Ausblick in die Zukunft, wenn das der Nation neu gewonnene Verständnis für die Größe und Würde des Staates zu einem Verzicht auf das Ideal individueller Freiheit führen müßte. Niemand wird doch auf politischem Gebiete aus dem Erlebnis der Notwendigkeit und des sittlichen Rechtes des Machtstaates die Folgerung ableiten, nunmehr die Fürsorge für eine andere und den breiten Massen gerechter werdende Verteilung der politischen Rechte aufzugeben. Im Gegenteil, nachdem die Massen durch ihr Eintreten für den Machtstaat ihre politische Reife erwiesen haben, wird die Aufgabe nur umso dringender, ihnen nun auch die politischen Rechte zu gewähren, deren Vorenthaltung einzig und allein durch die Sorge gerechtfertigt werden konnte, daß der Staat dabei Schaden leiden könnte. Wenn wir aber auf eine Entwicklung des Staates in dieser Richtung hoffen, so muß und wird das auch dem kirchlichen Leben zugute kommen. Es muß und wird immer mehr eingesehen werden, daß die Kirche zu ihrer Einheit und zu ihrer Lebendigkeit all dieses dogmatischen und liturgischen Zwanges, dieses vielen Regierens und Gesetzemachens nicht bedarf, daß sie in ihrer Geschichte, in den gemeinsamen Erlebnissen der Vergangenheit, wozu nun die Erinnerung an den religiösen Aufschwung am Anfange des Krieges kommt, und an ihren gewaltigen Aufgaben genug verbindender und zusammenhaltender Kräfte besitzt. Jedenfalls sollten wir bei aller Vertiefung unserer Staatsgesinnung diese Aufgabe nicht aus den Augen verlieren, im Staate und damit auch in der Staatskirche für eine vernünftige Freiheit zu sorgen, die zugleich die reichste Quelle der Liebe zum Staate ist.

Indem ich dies ausspreche, will ich nicht etwa die in meinem den Lesern dieses Blattes wohl zum Teil bekannten „Entwurf“ vom Jahre 1911 skizzierten Vorschläge im Einzelnen von neuem auf die Tagesordnung setzen. Wer die Entstehungsgeschichte jenes Entwurfes kennt, weiß, daß er einer durch die bis an die Wurzel unsrer protestantischen Kirchentümer greifenden Erregungen des Falles Jatho niedergedrückten Stimmung entstammte. Ich glaubte damals, daß wir vor einer allerschwersten Krisis stünden, und daß nur eine totale Umbildung den Bestand der Staatskirche retten könnte. Inzwischen bin ich, wie es vielen gegangen ist, wieder ruhiger geworden. Ich glaube heute, daß wir dem Ziele einer Beseitigung oder doch erheblichen Minderung der verwüstenden dogmatischen und liturgischen Kämpfe bei beiderseitigem guten Willen auch ohne weitgehende Umgestaltungen der Kirchenverfassung näher kommen können, und daß wir doch vielleicht noch Wichtigeres zu tun haben. Ich habe damals das Gewicht der Gegensätze überschätzt, die einigenden Kräfte unterschätzt. Und noch Eins: ich bin doch wieder bedenklicher geworden, ob die Einzelgemeinden und die einzelnen Geistlichen stark und sachlich genug sind, die dogmatischen und liturgischen Fragen ganz selbständig entscheiden zu können, ob nicht ein gewisses Maß geordneter Leitung durch eine gesamtkirchliche Instanz auch auf diesen Gebieten unentbehrlich ist. Nur die Gesamtrichtung jener Schrift möchte ich nicht aufgeben und damit die Zuversicht, daß sich mit einer Bejahung der Staatskirche die Bemühung um größere Bewegungsfreiheit in ihr wohl verträgt. Erich Foerster

Kleine Mitteilungen. Die Semaine religieuse Nr. 9 vom 26. Februar antwortet ausführlich auf unsre Vorhaltungen in Nr. 7. Nachdem sie diese unverkürzt abgedruckt hat, antwortet sie — vielmehr Herr D. Chaponnière — eingehend und vornehm. So mag denn dieser sein Artikel für jetzt das Schlußwort unsrer Controverse bleiben. Nach dem Kriege können wir unter andern Bedingungen auf die Sache zurückkommen. — Hat denn die Pariser Synode ihren Irrtum noch immer nicht eingesehen und gut gemacht? Das war doch für uns die Hauptsache!

Während die kirchlichen Blätter der welschen Schweiz uns durch die Behandlung dieser leidigen Angelegenheit innerlich wieder näher gekommen sind, kann man die Entwickelung der Geister in der deutschen Schweiz nur mit Verwunderung nnd Sorge wahrnehmen. Unsre Leser in der Schweiz wie in Deutschland wissen ganz genau, daß ich für mein Teil niemals eine Parteinahme der Schweizer für uns Deutsche in diesem Kriege verlangt habe. (Ich erinnere nur an meine Stellungnahme zu Hodler und Spitteler.) Ich habe ihrem staatlichen und sittlichen Sonderberuf immer das weitestgehende Verständnis entgegengebracht. Ich weiß auch, daß die Deutsch-Schweizer nicht alle Religiös-Soziale sind. Männer wie Bolliger und Wernle beweisen das für die weite Oeffentlichkeit. Aber die Religiös-Sozialen bilden eine rührige und entschlossene Gruppe, und ihr Einfluß auf das jüngere Theologengeschlecht ist groß. Nun vermißt man allmählich in ihrem Organ „Neue Wege“ jedes zartere Verständnis dafür, wie es in uns Deutschen jetzt aussieht, und jede tiefere Bemühung um unsre Lage. Dinge, die uns zur Gerechtigkeit gerechnet werden müßten, sieht und erwähnt man nicht; Friedensseufzer aus unsrer Mitte in Poesie und Prosa werden als Notschrei verkannter und unterdrückter Seelen abgedruckt zu einem Zeugnis wider uns; die Suggestion, daß wir an dem ganzen Unheil schuld sind, trägt das Ganze. Nun meine ich, sollten gerade die Religiös-Sozialen die Schuldfrage unendlich genau nehmen. Und wenn sie Zeugnisse von unserm jetzigen Geisteszustande sammeln, sollten sie gerade das auch zur Geltung bringen, was mit

1) Es handelt sich im Folgenden nicht um eine „Rezension“, sondern um die Erfüllung unsrer Bitte an den Verfasser des „Entwurfs“, seine Stellung zu unsrer Schrift zum Ausdruck zu bringen. D H

ihrer vorgefaßten Meinung nicht stimmt. Z. B., die Neuen Wege drucken jetzt jene Tagebuchblätter oder Briefe eines französischen Künstlers († 7. 4. 15), von denen die Christliche Welt 1915 Nr. 46 zum Totensonntage Auszüge wiedergegeben hat. Johannes Müller hat sie in seinen Grünen Blättern (im vierten Kriegsheft) zuerst deutsch veröffentlicht. Seitdem sind sie in der deutschen Presse, nicht nur in der kirchlichen, weithin und bis auf die jüngste Zeit abgedruckt und sogar besprochen worden. Es war uns Deutschen eine Wohltat, uns an diesem edlen Feinde erquicken zu können, wo doch seine Landsleute an unritterlicher Verleumdung wider die boches ihr Aeußerstes leisten. Ob es viele derartige französische Feldbriefe gibt? Ich habe ausdrücklich in der Schweiz darnach gefragt, um sie unsern Lesern auch darzubieten, und habe nichts bekommen. Wir haben eben eine unglückliche Liebe zu den Franzosen, unsern „Erbfeinden"! Daß die Franzosen davon nichts merken und wissen wollen, begreift man. Aber die Neutralen, die zugleich doch auch noch sozusagen Deutsche sind, Blut von unserm Blut, Geist von unserm Geist, müßten das von Rechts wegen schmecken, fühlen, begreifen. So auch, was Romain Rolland betrifft! Wenn die Herren Matthieu und Ragaz auch nur das gelesen haben, was die Christliche Welt über ihn gebracht hat — meinetwegen unvollkommen genug: 1915 Nr. 21 und besonders 1916 Nr. 5 Sp. 98! — so durften sie über das Ansehn dieses trefflichsten Mannes in Deutschland nicht so schreiben, wie sie in den neuesten Neuen Wegen geschrieben haben. Die Religiös-Sozialen möchten doch bessere Christen sein als wir kriegführenden Deutschen. Wollen sie aber auf uns wirken, dann werden sie sich vor der zunehmenden Unbilligkeit, in die sie uns gegenüber verfallen, zu hüten haben. Ich darf das sagen, nach der Anerkennung, die ich ihnen bisher zugebilligt habe. — Das Ueberaschendste an ihnen ist ja die ausgesprochen nationalistische Wendung, die ihr Führer Ragaz neuerdings genommen hat. Man kann seine in „Wissenschaft und Leben" (Zürich, Orell Füßli, 9. Jahrg., 8. Heft) gedruckte Rede „Von den letzten Voraussetzungen der schweizerischen Unabhängigkeit" nur mit Erstaunen lesen. Wenn sich die Schweizer diese Konstruktionen und diese Losung gefallen lassen, so ist das schließlich ihre Sache. Wir Deutschen haben jetzt andere Sorgen als um das Schweizertum der theologischen Wissenschaft in der Schweiz. Nur was dieser Ton mit „religiös-sozial" zu tun hat, interessiert mich. Fast scheint es doch hinauszukommen auf ein Ecrasez l'infâme, das unsrer deutschen Wissenschaft, soweit sie deutsch ist, aus der Schweiz zugerufen wird.

Asquiths Rede vom 23. Februar und das Spiel, das man in Amerika angesichts der Präsidentenwahl mit Krieg und Frieden treibt, haben uns gezeigt, wie wenig Aussicht ist auf ein baldiges Ende des furchtbaren Ringens, in dem wir stehen. Um so einfacher unsre Pflicht; sie lautet im gegenwärtigen Augenblick: Zeichnung der vierten Kriegsanleihe! Tue ein Jeder, was er kann. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Dienstag 14. März 4 Uhr Stadtmission Hasselbachstr. 1: Zur Lage. Rade.
Nordhausen. Montag 13. März abends 8¼ Uhr im Vereinshause: Zur Lage. Rade.

Die 3. Pfarrstelle

bei der hiesigen evgl. Kirchengemeinde ist durch Gemeindewahl neu zu besetzen. Grundgehalt Klasse I. 600 Mk. Zuschuß, 1000 Mk. Mietsentschädigung. Höhere Schulen am Ort. Bewerber bis zum 40. Lebensjahre wollen bis Ende des Monats ihre Meldungen bei uns einreichen.

Berlin-Weißensee, den 1. März 1916

Der Gemeindekirchenrat
Reichardt, Pfarrer

Uns wurde ein munterer Junge, Wolfgang Ulrich Andreas, geboren.
Nordhausen, d. 27. Febr. 16
Frau **Katharina Fritze** geb. **Havelaar**
Pfarrer **Georg Fritze**
Klaus, Dora, Berta Fritze

Evangelischer Pfarrer, Mitte 40, verheiratet ohne Familie, mit Oberlehrerzeugnis (I. St. für Religion, Hebräisch und Französisch) sucht Stellung an Privat- oder städt. Anstalt. Angebote unter H S H.

Dr. **Conrad,**
Geh. Konsistorialrat u. Pfarrer
Festhalten bis ans Ende
Andachten für die Kriegszeit
Ein **neues** Bändchen
Kart. 40 Pf.
Kelch des Heils
Andachten für die Passions- und Osterzeit
Kart. 40 Pf.
Martin Warneck, Berlin W 9

Neue Wege im Konfirmanden-Unterricht!
K. A. Bunt, Ins Leben hinaus
Dresden-N Joh. Schreitmüller 0.60 Mk. Partiepreise

Vom werdenden Deutschland
Eine Kriegspredigt
von
Paul Le Seur
z. Z. Garnisonpfarrer in Brüssel
10 Pf. 100 Ex. M. 8.—
Im deutschen Lüttich
Vier Reden
gehalten von
Lic. theol. **Hermann Bauke**
Militärpfr. der Provinz Lüttich
25 Pf.
Martin Warneck, Berlin W 9

Geyer-Rittelmeyer, Leben aus Gott, Gott und die Seele, geb. je 7½ M; Warum bleiben wir in der Kirche?, Aus der grossen Gegenwart, je 80 ₰; Veste, 1. Jahrg., geb. 4½ M. Geyer, Ewige Freude, geb. 4 M; Erlebtes Christentum, Theologie des ältesten Glaubens, je 1 M. **Rittelmeyer,** Tolstoi, Nietzsche, Pfarrer, Jesus, geb. je 2½ M. **Olschewski,** Jesus und Du, geb. 4 M. Kriegspredigten v. **Dieterich,** geb. 1 M 40 ₰, v. **Ihering,** geb. 1 M 40 ₰, v. **Lehmann,** geb. 2 M, empfiehlt
HEINRICH KERLER,
Verlags-Kto., **ULM.**

Zur Konfirmation
An unsere Jugend!
Von Rektor **N. Beskow** und **W. Horsberger.** Gebd. 2 Mk.

Das früher wohl einmal für reichlich männlich im Ton erachtete Buch ist heute, wo die Verfasser auf eine durch die Zeit gereifte „besinnliche" Leserschaft rechnen dürfen, wie kein anderes geeignet, für die Nachfolge des erhabensten christlichen Heldenbildes unter unserer Jünglingschaft zu werben.

Die folgenden Urteile bezeugen, daß beide kirchliche Richtungen in der Empfehlung des Buches einig sind.

„Gehört wie kein anderes in die Hand der heranwachsenden Jugend." **Protestantenblatt.**
„Verdient uneingeschränkte Empfehlung." **Evang. protest. Kirchenbl.**
„Verbindet gesunden Gehalt und praktischen Blick mit der gar nicht hoch genug zu bewertenden Lebendigkeit und Frische." **Der alte Glaube.**

Verlag von **Peter Hobbing** in Steglitz-Berlin

Unterhaltungsschriften fürs Feld und Lazarett

Für Heer und Flotte. Gute Erzählungen in Heften zu je 20 Pf., von 50 Exempl. an à 15 Pf., 100 Exempl. M. 12.—. **Nichts vom Krieg,** sondern gemütvolle Erzählungen aus der Heimat. Beiträge von **Ernst Zahn — Helene Christaller — W. Lobsien — Anna Schieber — Paul Schreckenbach** u. a.

Adeline Grfn. zu Rantzau. **Hans Kamp,** Feldausgabe M. 1.20. Ein Roman aus der Lüneburger Heimat voll Poesie. (Erscheint Anfang März.)

Diedrich Speckmann. **Heidjers Heimkehr.** Feldausgabe M. 1.—. 70. Tausend. „. . . „Heidjers Heimkehr" hat mich unendlich reicher und froh gemacht —"
Landsturmmann W.

Wilhelm Speck. **Der Joggeli.** Feldausgabe 50 Pfg. 27. Tausend. Die Meistererzählung wünschten wir in vielen Exemplaren draußen, sie schlägt Herzenstöne an, die einmal von der grausen Umgebung ablenken und eine Feierstunde bereiten.

Zum Zeitvertreib. **Allerlei Rätsel und Unterhaltendes fürs Feld und Lazarett.** 50. Tausend. 10 Pf., 50 Exempl. M. 4,50, 100 Exempl. M. 8.—.

Verlag von Martin Warneck, Berlin W 9

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE
HAUS TANNENBERG **HEIDELBERG** HAUSACKERWEG 22
(früher **Michelstadt i. O.**)
Eigenes Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage
1. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.
2. Aufnahme schulpflichtiger Kinder vom 6. Jahre ab in die dem Töchterheim angegliederte Kinderabteilung.

Satzungen über Eintrittsbedingungen und Erziehungsgrundsätze durch die Vorsteherinnen **Chr. Amersbach** und **A. Philippe.**

Allee-Kurhaus Baden-Baden
Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten. Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee.
Professor Dr. v. Düring :: Dr. Giese
Das ganze Jahr geöffnet — Winterkuren

$4\frac{1}{2}$% Deutsche Reichsschatzanweisungen
5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924
(Vierte Kriegsanleihe)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden $4^1/_2$% **Reichsschatzanweisungen** und 5% **Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch über die Schuldverschreibungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) **verfügen.**

Bedingungen

1. **Zeichnungsstelle ist die Reichsbank.** Zeichnungen werden **von Sonnabend, den 4. März,** an **bis Mittwoch, den 22. März, mittags 1 Uhr** bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch **durch Vermittlung der Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin,** der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer **Zweiganstalten,** sowie **sämtlicher deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Filialen, sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen** und **ihrer Verbände, jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und **jeder deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.
   Zeichnungen auf die 5% **Reichsanleihe** nimmt auch die **Post** an **allen Orten** am **Schalter** entgegen. **Auf diese Zeichnungen kann** die Vollzahlung am 31. März, sie **muß** aber spätestens am 18. April geleistet werden. Wegen der Zinsberechnung vgl. Ziffer 9, Schlußsatz.
2. Die **Schatzanweisungen** sind in 10 Serien eingeteilt und ausgefertigt in Stücken zu: 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1916, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1917 fällig. Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.
   Die Reichsfinanzverwaltung behält sich vor, den zur Ausgabe kommenden Betrag der Reichsschatzanweisungen zu begrenzen; es empfiehlt sich deshalb für die Zeichner, ihr Einverständnis auch mit der Zuteilung von Reichsanleihe zu erklären.
   Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie in den Jahren 1923 bis 1932. Die Auslosungen finden im Januar jedes Jahres, erstmals im Januar 1923 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli. **Die Inhaber der ausgelosten Stücke können statt der Barzahlung viereinhalbprozentige bis 1. Juli 1932 unkündbare Schuldverschreibungen fordern.**
3. Die **Reichsanleihe** ist ebenfalls in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgefertigt.
4. Der Zeichnungspreis beträgt:
   für die $4^1/_2$% **Reichsschatzanweisungen 95** Mark,
   „ „ 5% **Reichsanleihe,** wenn **Stücke** verlangt werden, **98,50** Mark,
   „ „ 5% „ , wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. April 1917 beantragt wird, **98,30** Mark
   für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vgl. Ziffer 9).
5. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** bis zum 1. Oktober 1917 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.
6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.
7. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet die Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.
8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.
   Sie sind **verpflichtet:** 30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. April d. J.,
   20% „ „ „ „ „ 24. Mai d. J.,
   25% „ „ „ „ „ 23. Juni d. J.,
   25% „ „ „ „ „ 20. Juli d. J.
   zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden.** Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.
   Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen: die Zeichner von ℳ 300: ℳ 100 am 24. Mai, ℳ 100 am 23. Juni, ℳ 100 am 20. Juli; die Zeichner von ℳ 200: ℳ 100 am 24. Mai, ℳ 100 am 20. Juli; die Zeichner von ℳ 100: ℳ 100 am 20. Juli.
   Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.
   Die am 1. Mai d. J. zur Rückzahlung fälligen **80000000 Mark 4% Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1912 Serie II** werden — ohne Zinsschein — bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert unter Abzug der Stückzinsen bis 30. April in Zahlung genommen.
   Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen Schatzscheine** des Reichs werden — unter Abzug von 5% **Diskont** vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.
9. Da der Zinsenlauf der Anleihen erst am 1. Juli 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen für Reichsanleihe 5%, für Schatzanweisungen $4^1/_2$% Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum 30. Juni 1916 zu Gunsten des Zeichners verrechnet; auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner die Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten. Wegen der Postzeichnungen siehe unten.
   Beispiel: Von dem in Ziffer 4 genannten **Kaufpreis** gehen demnach ab:

I. bei Begleichung von **Reichsanleihe**		a) bis zum 31. März	b) am 18. April	c) am 24. Mai
5% Stückzinsen für		90 Tage	72 Tage	36 Tage
=		1,25 %	1,— %	0,50 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur für	Stücke	97,25 %	97,50 %	98,— %
	Schuldbucheintragung	97,05 %	97,30 %	97,80 %

II. bei Begleichung v. **Reichsschatzanw.**	d) bis zum 31. März	e) am 18. April	f) am 24. Mai
$4^1/_2$% Stückzinsen für	90 Tage	72 Tage	36 Tage
=	$1{,}12^5$ %	0,90 %	0,45 %
Tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	$93{,}87^5$ %	94,10 %	94,55 %

   Bei der Reichsanleihe erhöht sich der zu zahlende Betrag für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, um 25 Pfennig, bei den Schatzanweisungen für jede 4 Tage um 5 Pfennig für je 100 ℳ Nennwert.
   Bei **Postzeichnungen** (siehe Ziffer 1, letzter Absatz) werden auf bis zum 31. März geleistete Vollzahlungen Zinsen für 90 Tage (Beispiel I a), auf alle andern Vollzahlungen bis zum 18. April, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden,** Zinsen für 72 Tage (Beispiel I b) vergütet.
10. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden für die Reichsanleihe sowohl wie für die Schatzanweisungen **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im August d. J. ausgegeben werden.

Berlin, im Februar 1916

Reichsbank-Direktorium

Havenstein v. Grimm

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.